

## Die selbsterlittene Geschichte mit dem Lob

– Laudatio für Elke Erb und Adolf Endler zum *Heinrich-Mann-Preis* 1990. –

Da ich nicht weiß, ob es mir wirklich gelingt, das Lob unserer diesjährigen *Heinrich-Mann-Preisträger* Elke Erb und Adolf Endler in angemessener, wohlgesetzter Rede zu fassen, greife ich hoffnungsvoll zu Verszeilen, die Marina Zwetajewa, übertragen von Elke Erb (sie finden sich schon in Elkes erstem Buch), über „Die Dichter“, ihr schwieriges Metier und ihre zweifelhafte Mission schrieb:

*Poet – aus Fernen führt er her die Rede.*

*Poet – die Rede führt ihn fort in Fernen [...]*

ein Motto – ich werde noch andere Zeilen zitieren – das ich für unsere beiden Dichter in Anspruch nehmen möchte, und – mit notwendigem Abstand und gebotener Bescheidenheit – auch für mich, der ich im unübersichtlichen Stoß meiner Merkzettel mit Stichworten und Zitaten meinen Weg suche, um diese Laudatio zustande zu bringen; denn ich merke, nicht zum erstenmal, daß ich zum Lobredner nicht taue, und Autoren, die mich als Lektor kennen (vermutlich auch einer der Anwesenden, nicht wahr, lieber Eddie), können ein Lied davon singen, daß schon ein gemurmertes: „Hm, ganz gut“ das äußerste war, was sie zu hören bekamen; und auch als Redner trete ich ja nur auf, wenn es wie heute, aus triftigem Grunde versprochen, nicht mehr zu umgehen ist.

Wie macht man aus solcher Not eine Tugend? Vielleicht am besten, indem man das Verfahren einfach umkehrt und nichts weiter tut, als danach zu fragen, wieso es eigentlich so lange gedauert hat, just bis zum Fiasko der Macht in diesem Staatswesen, daß Elke Erb und Adolf Endler in diesem Land zu einem angemessenen Preis für ihr Werk gekommen sind. Eine Laudatio also, die sich damit vor allem zu beschäftigen haben wird, was sie beide, immerhin seit Jahrzehnten Verfasser weithin beachteter Lyrik- und Prosabücher, anerkannte Übersetzer und Nachdichter bedeutender Dichter dieses Jahrhunderts aus verschiedenen Hemisphären – ich nenne vorerst nur Alexander Blok und Marina Zwetajewa, Poeten der georgischen und armenischen Literatur – was sie beide so wenig Auszeichnungswürdiges an sich hatten, daß man sie erst jetzt, hier an dieser Stelle, dafür preisen und loben kann. Eine Laudatio demnach, die vor allem danach zu fragen hat, was an beiden Autoren – denn das vor allem führt sie heute hier zusammen, über ihre persönliche Freundschaft, private Liebe, gemeinsame Arbeit, Jahre währende Ehe (ein leibhaftiger Sohn) und weit darüber fortreichende künstlerische Verbundenheit und gegenseitige Anerkennung hinaus –, was an ihnen beiden, die sie sich doch öffentlich so verschieden äußern und ganz unterschiedlich, unvergleichlich schreiben, eigentlich so frag- und kritikwürdig gewesen sein muß, daß man sie, sage ich, erst jetzt dafür offiziell entsprechend zu loben Gelegenheit hat.

Beide sind sie ja auf dem Felde, das man unsere Literaturgesellschaft zu nennen beliebte, keine unbeschriebenen Blätter – aber eben immer umstritten. Beide, dem allgemeinen deutschen Trend zuwiderlaufend, aus dem Westen in unser Gemeinwesen gekommen, haben sie hier gearbeitet, studiert, schließlich Bücher geschrieben; Wohnungen, oft unter Schwierigkeiten mit Ämtern, gesucht und schließlich auch gefunden (in Hinterhäusern am Prenzlauer Berg in Berlin, später das alte, schön gelegene Haus in Wuischke am Czorneboh; für ihn dann wieder Altbau, im Leipziger Osten, wie man ihn aus neueren Filmen kennt); sie haben sich, oft mühevoll, wie ich weiß, aber mit zäher, grimmiger Beharrlichkeit durchs soziale und literarische Leben geschlagen, das sie seit 1967 zusammenführte, vor allem mit geduldiger, aber auch lernbegieriger, hingebungsvoller Übersetzungstätigkeit (Fritz Mierau sei gedankt), die ihnen ihre ersten großen Reisen ermöglichte; Endler hat uns davon in einem Buch über Georgien erzählt, Elke, mit ihrem doppeldeutigen Lakonismus, vom Aufenthalt in Dichters Landen. Sie haben sich, jeder auf seine Weise, in

die vielberufenen „Kämpfe unserer Zeit“ eingemischt (auf die Folgen werden wir noch zu sprechen kommen). Eddie jedenfalls lauthals schon von Beginn seines Auftretens am Ende der fünfziger Jahre an, „Erwacht ohne Furcht“, mit frechen und frohen Versen, von denen er die besten getrost und gültig, verkürzt um ein paar tagesbedingte Zeilen oder Repliken, in seine lyrische Kader-Akte *Endler*, Auflage 88, aufnehmen konnte. Nein, nicht nur die verschiedenen bekannten „Behörden“, wie man sie euphemistisch-lächelnd nannte, haben Buch geführt. Die wirkliche äußere und innere Biographie seiner Generation der um 1930 Geborenen (Günter Kunert schrieb ihm zum Band *Das Sandkorn* eine kameradschaftlich zustimmende Würdigung) ist in dieser Akte mitvermerkt und aufgezeichnet worden, metaphorisch gültig, rhetorisch brillant, man hat gesagt: streitwütig und schrill (nein, ein *Erich-Weinert-Preis* war da wirklich nicht angebracht), die poetische Akte wirkt heute zornig und verständnisvoll, zärtlich, ehrlich, eben wie dem gewöhnlichen Leben „aus einer Gegend von Berlin“ abgelauscht, „deren Bewohner besonders ungeschützt dem Einfluß West-Berlins ausgesetzt waren“. Verse wie Sandkörner im Getriebe der Schönfärber und Himmelstapezierer, Gedichte keineswegs hymnischer, sondern gebrochener Gefühle, mit Verve alle Mittel streitbarer satirischer und parodierender Lyrik einsetzend gegen die ungebrochenen Sänger und Rezensenten, die Endler dann auch als Kritiker in stichhaltigen wie temperamentvollen Aufsätzen und Essays aufs Korn nahm (so erwirbt man sich zwar Beifall der gleichgesinnten Kollegen, kaum die Gunst von Preisverleihungsgremien). Elke, fast eine Generation jünger, trat verhältnismäßig spät, von der schon längst bekannten Sarah Kirsch gerühmt, erst 1975, ganz unspektakulär mit ihrem ersten Buch auf; sie nannte es *Gutachten* (sie hatte zuvor selbst als Lektorin gearbeitet) und versammelte darin Gedichte, Miniaturen und Aufsätze, die sie seit Mitte der sechziger Jahre geschrieben, aber in bewußter Konsequenz nun gesichtet und ausgewählt hatte, eher verhaltene denn laute oder beredsame Verse und Prosastücke von einer ungewöhnlichen, seltsamen Beobachtungsgabe, aus einem Blickwinkel – der magische „zweite Blick“ der den einen Leser sofort bezwingt, den anderen verständnislos, auch empört den Kopf schütteln läßt. Eine Poesie strenger Vorgaben und verborgener Hinweise. Sie hatte sie mir in einem Essay über „Diese und jene Naivität“, in dem sie lyrische Bilder von Uwe Greßmann mit jenen von Reinhard Weisbach verglich, theoretisch zwingend begründet. Immer hat mich seitdem bei Elke das unmittelbare Neben- und Miteinander von überraschendem, irrationalem, irisierendem Gefühl und strikter, wenn auch komplizierter Logik des Gedankens fasziniert; nur sie spricht und schreibt so, und nur sie hat im Sprechen und Schreiben dieses Talent. In diesem ersten Band findet sich auch die Nachdichtung des eingangs zitierten Gedichts der Zwetajewa, das in seinen abschließenden Strophen den Dichter so charakterisiert:

*Er ists, der durcheinanderwirft die Karten,  
er, der Gewicht und Zählung fälscht und Geld,  
er ists, der aus der Schulbank Fragen startet,  
der Kant aufs Haupt schlägt, auf den Kopf ihn stellt.*

*In Kerker eingesargt, entfaltet  
baum-schön des Baumes Bildnis er [...]  
er, dessen Spuren immer kalt sind,  
er ist der Zug, der abfährt, leer,  
den jedermann versäumt [...]*

*Kometen-Flug,  
Poeten-Flug: er brennt, doch ohne Wärme,  
pflückt ab, doch zieht nicht auf – er sprengt, bricht ein!  
Die Bahn, gekrümmt, geschweift, Poet, dein Schwärmen  
trägt kein prognostischer Kalender ein!*

Klingt es anmaßend, wenn ich in diesem Gedicht sowohl für Elke Erb, wie – ganz anders – für Adolf Endler Züge, Zeichen, Gesten und Intentionen vorgezeichnet wie vorgegeben sehe, die den prognostischen Kalendarien uns nur allzu bekannter ideologischer Theoreme, ästhetischer Maßstäbe und Normen strikt zuwiderlaufen? Eddie, der mit gewollter Manier falsche Größe düpiert und immer wieder auf den Kopf oder mit dem Kopf auf die Füße stellt. Der seine Verse in langen Kohorten ausschwärmen läßt, daß sie in oft unvorhersehbaren Bahnen und Stock und Stein dieser Realität, vielberufene realistische Tradition und staatsamtliche Anmaßung sprengend und überfliegend, mit ihrem hohnlachenden Sprecher „Sichdenberghinunterrollenlassen“, in der übermütigsten aller Oden, die es in der deutschen Gegenwartslyrik gibt. Um – wie als Kontrapunkt – dann (das Baum-Bildnis gibt mir die Assoziation) jäh zu verstummen, wenn es ihm geboten schien:

#### *Widmung*

Für L. K. und J. S.

*Schweigend ein Baum ein Baum der sich schweigend verzweigt  
Das Land das ferne das sich seine Dichter verschweigt.*

Das Land kommt uns bekannt vor.

Ich möchte denken, daß das Zwetajewa-Gedicht für Elke geradezu eine Initialzündung war, antinomische Eindrücke, Namen und Begriffe im Vers- und Zeilensprung miteinander zu verschränken, ohne ihnen ihr vieldeutiges Rätsel ganz zu nehmen; immer bleibt Raum für das Unausgesprochene, Unausprechbare. Das reizt mich an ihren Texten, wie es die Rationalisten stört. Ich nenne sie Texte, weil sie sich bald ganz von herkömmlicher Lyrik oder Erzählung, von tradierter Form und hiesiger Verbindlichkeit entfernen, wenn sie Dinge und ihre Zusammenhänge, wie wir sie alle zu kennen meinten, wie von der Schulbank – scheinbar naiv – hartnäckig befragt, sie konsequent in Frage stellt, daß sie vor unseren Augen allen schönen Scheins entkleidet werden; wie sie Lukács samt seiner ganzen Widerspiegelungsdialektik aufs Haupt schlägt – ein Zug, der abfährt, leer, wie wir die Zeit versäumt haben [...] Auch hierzu ein Beispiel, ein kurzer, unkomplizierter Text aus ihrem Band *Vexierbild* von 1983 – und ich lese ihn nun mit dieser zitierten Vorgabe und unserem aktuellen, verschärften Blick auf diese uns eben noch vertraute, nun jäh veränderte Umwelt:

#### *Bewegung und Stillstand*

*Kommt man mit der S-Bahn von Mahlsdorf über Kaulsdorf  
und Biesdorf nach Friedrichsfelde-Ost, sieht man zwischen  
Biesdorf und Friedrichsfelde-Ost links immer diese Neu-  
bauten, aus deren hundert Fenstern man die S-Bahn zwi-  
schen Biesdorf und Friedrichsfelde-Ost vor sich sieht.*

Stillstand in jeder Bewegung. Kein Kommentar.

Elke Erbs Versuche, vorgegebene Sehweisen und Denkformen zu dekurvieren, indem sie vermittelte Wirklichkeit uns wieder unvermittelt ins Bewußtsein rücken, sollten sie von der herrschenden Meinung und Kunstauffassung akzeptiert oder gar anerkannt werden? In einem Staatswesen, das sich manche seiner Dichter manchmal für kürzere, manchmal für längere Zeit verschwieg, sich mancher einfach entledigte. Jeder kann sich jetzt die Namen aufsagen, die ihm einfallen. Elke Erb hat – als ihr 1988 in Baden-Württemberg der *Peter-Huchel-Preis* verliehen wurde, beschrieben, was ihr Huchel bedeutete: die in seiner „Dichtung geborgene und bis zum Ende ihres Lebens in allen Lüften bewahrte Stimme, gegründet auf den Mut eines vierjährigen Kindes“. Elke entdeckt aus Analogien in Jugend- und Altersgedichten Huchels dieses ihr bedeutsame Motiv reiner, bewahrter Kindheit, sie mißt ihm solchen Wert bei, daß ich darauf noch einmal zurückkommen muß.

Die Literaturgesellschaft – es hat sie ja in der DDR, auf andere Art, als es sich Becher von Staats wegen träumen ließ, wirklich gegeben. Ja, man muß sich fast hüten, nicht nostalgisch zu werden, wenn man davon spricht, unter welchem Stern, unter welchen Vorzeichen („zwanzig Himmel kostete die neue Zeit“), sich die um den Jahrgang 1930 herum Geborenen seit Mitte der sechziger Jahre, meist in Auseinandersetzung und Widerspruch zur offiziellen, oft dogmatischen, auch repressiven Kulturpolitik in heftigem, offenem oder verdecktem Streit und erregten Debatten auf Kulturkonferenzen, die mit Verdikten, Verboten, schließlich Ausgrenzungen, Ausschlüssen, Ausweisungen endeten oder – milder oder schlimmer – mit Auszeichnungen: wie also die Genannten sich „in diesem besseren Land“ formierten, weil sie es als menschliche Gemeinschaft besser haben und halten wollten, als es war. Ich will mit Absicht gar keine Eigenschaftswörter für dieses „besser“, keine philosophischen Utopien, keine künstlerischen Prinzipien und Entwürfe aufbieten oder wiederaufrufen. Was ich meine, es ist in Arbeiten dieser Gesellschaft von Dichtern nachzulesen, die, bis sie roh auseinandergerissen, sich auch selbst entzweite, als man sie entzweien wollte, oder die einstmals geknüpfte Verbindung über Zerwürfnisse und Grenzen hinweg zu erhalten suchte. Ich nenne nun doch, ohne zu werten, die mir wichtigen Namen, eine stattliche Liste: Kurt Bartsch und Biermann, Braun und Czechowski, Endler und Erb, Greßmann, Jentzsch, Heinz Kahlau, Sarah und Rainer Kirsch, Wulf Kirsten, Leising und Lorenc, Kunert, Kunze, Mickel, Inge und Heiner Müller, Rennert, Tragelehn; Peter Hacks und Eva Strittmatter, dem Kreis der Genannten fernstehend, als Antipoden dazu. Ich glaube, es hat in der deutschen Literaturgeschichte selten so viele direkte Zeugnisse gegen- und wechselseitiger Bekundungen gegeben wie zwischen den Autoren, die ich hier genannt habe, die sich Gedichte herzlich, spöttisch, ironisch, später auch aggressiv widmeten, sich auf Kollegen beriefen, sie adaptierten oder bestritten, in Versen auf Verse antworteten (eine Sammlung dieser adressierten Gedichte ergäbe einen ansehnlichen Band – sah ich ihn nicht schon angekündigt? –, und auch der Xenien-Streit steht an Umfang seinem klassischen Vorbild kaum nach, ein Zug zum Epigonalen inbegriffen). Ausländische Germanisten, wie der Holländer Berendse, haben diesen Autoren einer „Sächsischen Dichterschule“ gehuldigt, sie als wohl bedeutendste Gruppierung deutschsprachiger Lyrik der sechziger und siebziger Jahre analysiert, in der der Rheinländer Endler, Wahlberliner, seinen ihm zustehenden Rang erhält. Allerdings mit einer mich komisch anmutenden Charakterisierung als Liebhaber des „Ruinösen“ unserer traurigen Stadtlandschaften, wo doch gerade diese abbruchreife, grauenhaft vernachlässigte Umwelt Wirklichkeit ist, keinesfalls Dekor einer aus ihr heraus wachsenden, existierenden Dichtung. Über mangelnde poetische Huldigungen und Wertschätzungen konnte sich Endler nicht beklagen, wenn er die hiesige offiziöse Literaturkritik und -wissenschaft zu Recht der Ignoranz bezichtigte, wie in seinem furiosen Aufsatz von 1971, als er ihren „brutalen Dogmatismus“, gepaart mit „vollkommener Unfähigkeit zum Kunstgenuß“, geißelte und zugleich Schluß machte mit dem harmonischen Bild einer einheitlichen Literatur dieses Landes, die man doch immer noch durch die großzügig, aber hartnäckig behaupteten Adjektive „realistisch“ und „sozialistisch“, durchaus im Sinne der institutionalisierten Kunstideologie (armer Hans Koch), über Gegensätze und heterogene Standpunkte in aestheticis zu Vereinnahmungen trachtete (bei totaler oder partieller Zensur, versteht sich). Endler hat Dichter wie Arendt oder Sarah Kirsch gegen falsche oder voreingenommene Angriffe verteidigt, hat – sich auf Realisten wie Theodor Kramer berufend – für den alten Wilhelm Tkaczyk, für Walter Werner eine Lanze gebrochen, sich für den damals noch unbekannteren Wulf Kirsten eingesetzt, für den früh verstorbenen wunderlichen Greßmann, für die vor Jahren fast vergessene Inge Müller. (1974 – wir haben auch unsere ausgelagerten Akten und Archive – schrieb ich, ich weiß nicht mehr für welchen Auftraggeber, eine Begründung, brav im Stil der Zeit, Endler den verdienten *Heinrich-Heine-Preis* zu verleihen. Keine Chance. Fünf Jahre später war er nicht mehr Mitglied des Schriftstellerverbandes.) Er hat erst kürzlich bekannt, wie ihm solche Vorkommnisse als Dichter von Nutzen waren; er entdeckte seine prosaische zweite Natur, vereinte seine Streitlust mit seinem auch in Versen sich auslebenden Hang zum Erzählerischen, zur dokumentarischen Randnotiz und ihrem absurden Paradox. Literatur- und Gesellschaftskritik mit Spottlust

und Hang zu Travestie und Parodie, Mischung aus Real- und Surrealismus, kurzum, zu einer alle Konventionen sprengenden, subversiven Prosa (Klassizisten und Formgestalter ein Greuel), die er bisher in drei Bänden, natürlich nicht hierzulande, sondern bei *Rotbuch*/Westberlin erscheinen lassen konnte: *Vermischtes aus dem poetischen Werk Bobbi Bumke Bergermanns*, alias Bubi Blazszak, alias Eddi Pferdefuß, alias, alias [...] – kurzum, Fragmente aus einem bisher auf mindestens „dreizehn Bände angelegten Romanzyklus NEBBICH“, zunächst mit den ersten Fortsetzungen *schichtenflos* und, eben brandneu, *Vorbildlich schleimlösend – Prenzlauer Wendekreis* – die bis dato amüsanteste Satire auf unsere Literatur- und Menschengemeinschaft, Mitglieder dieser ehrwürdigen Akademie nicht ausgeschlossen (heiliger Gunnar Altsch – das kann sich selbst Eddie gar nicht alles ausdenken, wird doch die Literatur allemal immer noch – wie wir den neuesten Nachrichten entnehmen können – von der Wirklichkeit übertroffen, und das will bei diesen „Papieren aus dem Seesack einer Hundertjährigen“ schon etwas heißen). Eddie hat Vorjahren schon in engen, überfüllten, wohlbelauschten Wohnungen (einer ihrer Besitzer ist in diesen revolutionären Zeiten zum Minister ohne Portefeuille avanciert) unnachahmlich daraus vorgelesen. Ich glaube, in solchen Kreisen von jeweiligen Dissidenten hat er, soweit ich das sehe, auch künftighin sein verständigstes Publikum.

War Endler Anlauf- und Mittelpunkt, Berater und Mentor der alternativen Literaturszene in Berlin der endsiebziger, so wurde es Elke Erb zu Beginn der achtziger Jahre, als eine Generation das Wort nahm, die eine ganz andere Sprache und Tonart anschlug, als man sie bis dahin vernommen hatte – Autoren, die sich von ihren Vätern und Großvätern rigoros verabschiedet hatten und bei ihnen auch kaum Fürsprecher fanden, die bereit waren, solche Abwendung zu tolerieren. Ich bitte um eine Gedenkminute für Franz Fühmann, dem ich es gegönnt hätte, die Bücher der Jungen, für die er sich bedenkenlos engagierte, noch zu erleben, wie diese Zeit des Umbruchs mit all ihren Höhen und Tiefen. Die erste Anthologie dieses Autorenkreises, von ihm initiiert – sie konnte weder im Lande noch in dieser Akademie erscheinen. Elke Erb gab sie 1984 – natürlich schon in anderer Gestalt – zusammen mit Sascha Anderson in der Bundesrepublik heraus – *Berührung ist nur eine Randerscheinung*, Texte von 30 Autoren, für die – von wenigen Ausnahmen oder marginalen Publikationen in Sammelbänden abgesehen – sich in der DDR damals kein Verlag fand. Autoren, die das System einfach nicht mehr akzeptieren konnten, nicht seine Gebote und Verbote, nicht die von ihm reglementierte Realität, nicht, vor allem nicht, seine falsche Sprache. Es gibt in der Geschichte der Literaturen immer solche neuralgischen Punkte. Phasen, in denen die Schreiber ihr Medium, ihr Instrumentarium von Grund auf anzweifeln, in Frage stellen und anders mit ihm umgehen müssen, als man es zuvor tat. Ich will und kann das hier nicht weiter ausführen. Diese andere Literatur – über Jahre in inoffiziellen Zeitschriften und Publikationen, in enger Symbiose zur bildenden Kunst gewachsen und ausgebildet, seit etwa zwei Jahren mehr als Feigenblatt offiziell erlaubt – ich behaupte, sie hat auf ihre Weise vorweggenommen und artikuliert, was dann im Oktober '89 offenbar wurde. Elke Erb schreibt im Vorwort der Anthologie über das Selbstverständnis der Jungen:

*Mit dieser Selbständigkeit geht eine unmittelbare Mündigkeit einher, die auch den Umgang mit der Sprache umfaßt und nicht erst in ihr erreicht werden muß, sie beginnt dort, wo das Bevormundungswesen und Vormundchaftswesen endet.*

Sich selbst hatte Elke schon mit Texten ihres Bandes *Der Faden der Geduld* von dem, was sie die „Konsumentenhaltung“ beim Schreiben nannte, da sich der Schreiber der vorhandenen ideologischen oder künstlerischen Mittel oder Versatzstücke nur bedient, rigoros verabschiedet. In dem emotionalen Vorgang, in dem sie sich den Dingen, vorurteilsfrei im Formulieren, nähert – ein kompliziertes Verfahren, weil sie es zugleich versucht, rational streng zu kontrollieren, ohne ihm wiederum Regeln oder Zügel anzulegen ist sie bestrebt, im Sprachbefinden und Sinnsuchen ihren Stil aus sich selbst heraus zu entwickeln – prozessuales Schreiben, bei dem weder ein Ziel noch der Weg dahin festgelegt oder vorgegeben sind. Und der Leser wird –

aber das liegt tatsächlich an ihm selbst, weil ihm nicht Thema, Fabel, Absicht oder Folgerung, Lehre oder Botschaft offeriert werden – angeregt, sich mit ihr auf einem solchen „Prozeß“, der ins Unerwartete, auch ins Unbestimmbare, Nichtvorhersehbare führt, einzulassen.

Ich glaube, ihre Leserschaft teilt sich meist entschieden in Anhänger oder Ablehner. Ich gehöre zu ihren Anhängern, selbst wenn ich ihr auf manchen Wegen, weil ich anders konstruiert bin, nicht zu folgen vermag oder manche ihrer bizarren, hermetischen Texte nicht von ihr selbst erklärt haben möchte. (Wie im Band *Kastanienallee*, von dem die guten Lektoren sagten, jetzt endlich würde ihnen bei Elke „alles klar“. Mir sind die offenen Diffusionen und meine Differenzen zu ihnen lieber!) Wird das nun eine richtige Laudatio oder nicht?

Bei dem Wort Differenzen kommen mir – vermutlich durchaus von Elkes Intentionen angeregt – unangenehme Assoziationen, die ich natürlich glatt verleugnen könnte, und der schöne Frieden, der bei Preisverleihungen dominiert, bliebe erhalten, und schließlich: Warum überhaupt! Aber gerade das bringe ich, weil mir die Betreffenden oder Betroffenen beide nahestehen, nicht übers Herz. Ich habe sogar die Hoffnung, ich könnte hier etwas tun, um – gerade an einem solchen Tag (gerade nach solchen Wahlen!) in einem Konflikt zu vermitteln und Verständnis zu erwecken, wenn nicht gar zu stiften, weil es das bisher nicht gab. Weil ich es im Sinne einer neu zu stiftenden Gemeinschaft für dringend erforderlich halte, und Gemeinschaft heißt ja nicht Übereinstimmung oder das Aufgeben von Standpunkten, aber vielleicht doch notwendige künstlerische Solidarität [...]

Aber endlich zur Sache. Elke hat in einem ausgezeichneten Essay, den sie 1981 auf einer Tagung der Evangelischen Akademie in Berlin-Weißensee vortrug – die Tagung war ein Ereignis, weil dort damals noch kaum bekannten Autoren vom Prenzlauer Berg: Sascha Anderson, Uwe Kolbe, Bert Papenfuß-Gorek, Brigitte Struzyk neben renommierten Lyrikern erstmals ein großes öffentliches Forum gegeben wurde –, Elke sprach dort, klar und strikt, mit, wie ich finde, recht einseitig gewählten und interpretierten Beispielen *einem* Dichter die Fähigkeit ab, die für sie eine zentrale Bedeutung hat – ich habe es in ihrem Satz zu Huchel hervorgehoben: daß sich nämlich „im Gewebe des Metatextes“ eines Gedichts „eine wirkliche, natürliche menschliche Gestalt erspüren läßt“, die uns noch beim Erwachsenen wiederbegegnet, „knabenhafte Reinheit, Unschuld, Gespanntheit und Zartheit der Jugend“, und gerade diese für sie einem „wirklichen Dichter“ immanenten Tugenden spricht sie dem Kollegen ab; sagt, bei ihm „erfasse ich keine solche Gestalt“ – um ihn damit aus der Gemeinde der Dichter auszugrenzen, denen er sich zugehörig fühlt, mit ihnen – wie oben beschrieben – in Gedichten herzlich und kameradschaftlich korrespondiert.

Die empfindlichen Seelen der Dichter! Ich kenne nicht eigentlich den Hintergrund für Elkes apodiktisches Urteil, es kann sich nicht nur darum gehandelt haben, für eine richtige These: eine bestimmte Lyrik „reflektierte einen Produktionsprozeß, in dem der Zweck notwendig zum Mittel geworden ist“ – ein untaugliches Objekt, ein Opfer gefunden zu haben.

Wie tief sie den anderen getroffen, ja verletzt haben mag, geht jedenfalls daraus hervor, daß dieser, den ich als freundlichen und toleranten Menschen kenne, nach Jahren – aus wiederum nicht gerade gegebenem Anlaß – auf die Sache zurückkommt und nun in einer Weise grob in die Retourkutsche steigt, die viele verwunderte. Auf Elkes Bestreben „gegen ein verantwortungslos lineares, aggressiv totalitäres Verständnis“ mit „spielerisch willkürlicher Bevorzugung des Unwillkürlichen und Unterdrücktgewesenen“ zu antworten – ein Bestreben, das wir alle nur zu gut verstanden, auch unser Betroffener –, fährt er großes Geschütz auf, bezichtigt Elke der „Poesie pure“ – heiliger Lukács –, erklärt sie zur Erbin der *décadence*, die „mit am Programm der neuen Romantik webt“. Bißchen viel auf einen Hieb, nein? Putzt dann mit ein paar Handbewegungen auch noch die jungen Sprachexperimentatoren herunter und gleich die ganze Avantgarde mit (es ist ungefähr eine Verteidigungspose, die ich, vermutlich weil ich mich plötzlich mit dem Rücken an der Wand sah, zu Beginn der 60er Jahre einnahm, als ich den untauglichen Versuch startete, mit Majakowski und Neruda auf Eich und Eliot einzuschlagen; Eliot, von dem sich unser Mann doch gerade ein treffendes

Motto provozierend genommen hatte). Ich bitte dich, lieber Volker, was ist da nur in dich gefahren? Haben dich die Jungen so irritiert, weil sie sich in ihren Kraftakten verächtlich von dir lossagen mußten? Ich konnte dich doch wenigstens, wie ich jetzt sehe, von der falschen Auslegung eines Zitats abhalten, wie es einem in der Hitze des Gefechts nur gelegen kommt. Aber in die Nachbarschaft welcher Leute führt dich da deine polemische Wut? Ist der Verdacht abwegig, frage ich mich und die Kontrahenten, daß man den Riß in sich selbst dadurch verdeckt, daß man die eigene Ungewißheit, Zweifel an dem, was man hervorbringt, nach außen auf den anderen überträgt, weil man sie dann auch für sich deutlicher manifest machen, aber auch von sich abtrennen kann? Ich möchte dieses Kapitel nicht beschließen, ohne sie zu bitten, bei Beibehaltung ihrer ihnen sicher notwendigen Positionen (schon sie sehe ich in ihrer Absolutheit nicht ohne Bedenken), doch einmal nachzufragen, was sie denn eigentlich zu dieser Ton- und Gangart veranlaßt haben mag. Eine Replik von Stephan Hermlin, den ja, wie nachzulesen ist, beide auf ihre Weise schätzen, geht mir, seit ich sie las, nicht aus dem Sinn:

*Spätere werden es ermessen. Sie werden Bilanz ziehen aus lächerlichen Fehden [...] sinnloser Entfremdung, vertanen Möglichkeiten, verlorener Zeit [...] Und werden nach jenen fragen, die wußten: nie komm ich gesund nach Haus.*

Hermlin erinnert sich dessen aus Anlaß von Heines Gedicht „Enfant perdu“ – verlorene Kindheit. Das Gedicht, ziemlich aktuell für uns, soweit ich sehe, beginnt:

*Verlorener Posten in dem Freiheitskriege,  
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.  
Ich kämpfte ohne Hoffnung, daß ich siege,  
Ich wußte, nie komm ich gesund nach Haus [...]*

Es lohnt sich, das ganze Gedicht wieder zu lesen.

*Um dieser verlorengelassenen Jugend willen, ich bitt euch  
[...]*

Wir stehen vermutlich an einem Wendepunkt – sagt man schon turning point? –, der in unser aller Leben eingreift. Und ich muß den Bogen finden, der mich zum Ende dieser „Laudatio“ genannten Rede bringt, für die ich – wie man es mir nun doch glauben wird – nicht recht geeignet bin, schon weil ich Ender, in der Hitze meiner Bemühungen um Toleranz, ganz aus den Augen verloren habe, nicht aus dem Sinn. Denn ich bin sicher, nur der unmittelbaren Lektüre, dem Einfluß dieser souverän sarkastisch-heiteren Prosa, verdanke ich es, daß ich mich hier in Dinge hineingewagt habe, die ich sonst eher meide. „Nein“, heißt es da, „die Welt ward nicht schöner im letzten Dezennium [...] nicht einmal sonderlich interessanter ward sie in den letzten zwölf Jahren, unsere von gilbendem Grau, bzw. ergrauendem Gelb geprägte, ja gezeichnete Welt [...] Können Sie sich es überhaupt noch vorstellen, Arthur, können Sie sich die Zeiten noch vorstellen, als einem – nur ein einziges kleines Beispiel – sommers der Dichter Kunert entgegenkam in Friedrichstraßen-Nähe (wohl auf dem Weg zum *Aufbau-Verlag*), lächelnd vor einem stehenblieb, Frau Marianne zu seiner Seite, einem wie in Hypnose und abartig lächelnd das Hawai-Hemd aufknöpfte und einen Augenblick lang die leise gespreizte Hand auf die ratlos linke Brustwarze legte – Arthur, ich habe es erlebt!, meine Zeugin heißt Elke Erb –, ja, die Hand auf mein schwitzendes und ohnehin schon infarktgefährdetes Herz legte mit den magischen Worten: ‚NIEDER MIT DEM BERMUDADREIECK! Keiner soll spurlos verschwinden!‘“ Über Elke Erbs großes neues Buch *Winkelzüge oder nichtvermutete, aufschlußreiche Verhältnisse* wage ich nichts zu sagen, denn hier kommt man mit einem Einblick nicht weit, und mehr konnte es nicht sein, seit sie mir das Manuskript erst auf diesem „wirklich Außerordentlichen Schriftstellerkongreß“ anvertraute; zu Recht mit den Worten:

*Und da willst du nun in ein paar Tagen eine Meinung äußern zu dem, woran ich die letzten acht Jahre geschrieben habe!*

Aber die zugestanden erste Lektüre verhilft mir nun doch zu einem, wie ich hoffe, dem Anlaß und meinen Skrupeln angemessenen Schluß. Es heißt da nämlich, und entschuldigt zugleich alle meine möglichen Verfehlungen:

*Noch weniger wußte ich, daß es auch mein Schreiben betraf,  
als mit das Heillose des Lobs aufging.*

*Eine Reihe von lobenden Wendungen hindurch  
verfolgte ich da, wie des Lobenden Lob  
das Gelobte feststellt, mit Worten einfängt,  
es besiegelt, versiegelt, bannt, erledigt,*

*eine Antwort ist, die nicht antworten will,  
eine Wirkung ist, die das Wirkende ausschließt,  
da sie es abfindet mit ihrem Preis.*

*Die Erinnerung trug mir derweile  
die selbst erlittene Geschichte mit dem Lob  
erbst ins Bewußtsein:*

*Wie es mich als Schulkind verführte,  
Zensuren-, Punkte-Jagd, Ehrgeiz über Jahre hin  
mein einziges Spiel war*

*(bis die Natur sich zum ersten Mal wehrte,  
den Beifall aus dem Leib riß,  
vier Tage lang lag ich daheim);*

*wie das Lob verletzt, verödet, verdirbt,  
der Verderb lange noch schwelt,  
die Wunden lange noch eitern, wie schwer  
die Anfälligkeit abheilt.*

*Aber die Erinnerung klagte nicht,  
und die Erkenntnis litt nicht,  
sondern arbeitete, verglich,  
und während sie sich so sicherte,*

*ging sie, die Augen auf das Heillose gerichtet,  
rücklings vorwärts (Haut-Augen!),*

*kam an ihre rückwärtigen Grenzen  
(das Lob besiegend) [...]*

Liebe Elke, lieber Eddie, ich gratuliere euch von Herzen zur Verleihung des *Heinrich-Mann-Preises* 1990. Aber selbst diesen guten Schluß meiner Laudatio verdirbt mir Endler noch mit seinem Zwischenruf:

*Oh André Breton, verzeihe, verzeih' mir!: Ein echter Surrealist nimmt prinzipiell keinen Preis an, von wem er auch immer gereicht werden mag. – Mh, aber bin ich denn Surrealist? Ich bin ein Vertreter des*

*deutschen Humors!; auch wenn Professor Dr. Löffler meint.....*

Gerhard Wolf, aus Gerhard Wolf: *Sprachblätter Wortwechsel. Im Dialog mit Dichtern*, Reclam Verlag, Leipzig 1990